

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 256.

Mittwoch, 1. November.

1916.

Wenn die Blätter fallen.

[12. Fortsetzung.]

Roman von Hans von Belgarb.

[Nachdruck verboten.]

Da galt es, Streiter auszubilden, und manche Raubritterburg erlag den Stürmen der tapferen Rothburger.

Wild tobte der Aufstand der Bauern im Tale der Tauber und der Name Florian Gevers mit der Gefolgschaft seiner schwarzen Schar erregte Schrecken und Furcht, wo immer man ihn nannte. Endlich gelang es den vereinten Fürsten, die Aufrührer bei Ingolstadt zu schlagen; gegen viertausend Bauern fielen in einer Stunde, und noch schrecklichere Rache nahmen sie an dem aufrührerischen Landvolk nach der Schlacht bei Tauber-Königshofen im Juni 1525.

Mehr als sechzig Köpfe fielen unter dem Schwertstreich des Henters und die Chronik berichtet, so hoch sei das Blut gestanden, daß es gleich einem Bächlein die Schmiedegasse hinab geflossen. Der Friede fand lange Zeit keine Stätte in den Mauern des idyllischen Städtchens, der dreißigjährige Krieg umtoste es in wilden Schrecken.

Hohe Herren weilten in den Häusern der alten stolzen Patrizier, Kaiser Karl der Fünfte und die Kurfürsten Johann Friedrich und Willy von Hessen hatten ihr Lager dort aufgeschlagen und mit ihnen die wilde Soldateska, fahrendes Volk, das Zucht und Ordnung vollständig untergrub.

Zum evangelischen Glauben übergetreten, erhofften die Rothburger Schutz und Hilfe von dem Schwedenkönig Gustav Adolf, der, nachdem er Würzburg besetzt, ihnen auch bereitwillig eine kleine Garnison zur Unterstützung sandte.

Doch Tilly kam mit seinen Scharen, und trotz heldenmütigster Verteidigung mußte die Stadt Ende Oktober 1631 ihre Tore dem Feinde öffnen.

Grausam, wie die damalige Zeit, war das Urteil, das die Sieger über die Stadt verhängten.

Schreckliche Szenen von Blinderung und Zerstörung spielten sich ab, und wenn man auch den Schweden freien Abzug gewährte, so war der hohe Rat des Städtchens doch dem Todesurteil verfallen.

Vergeblich schien alles Bitten von Frauen und Kindern um Gnade für die Verurteilten.

Endlich versprach Tilly, milder gestimmt durch den köstlichen Willkommenstrunk, allen Begnadigung, wenn es einem der Ratsherren gelänge, den großen bis zum Munde gefüllten Humpen auf einen Zug zu leeren.

Nach langem Zögern wagte es der damalige Bürgermeister Ruch, und wider Erwarten gelang ihm dieser Meistertrunk und damit die Begnadigung der Ratsherren.

In Rothenburg hat sich jene Episode von Generation zu Generation fortgepflanzt und zur Erinnerung an die wunderbare Errettung veranstaltet man jeden Pfingstmontag ein Festspiel: „Der Meistertrunk oder Tilly in Rothenburg.“

Aufmerksam hatte die Gräfin der Erzählung des Malers gelauscht. Er spricht so anschaulich, daß sie fast greifbar vor ihrem Auge steht, jene alte Zeit, die man

stets die „gute“ nennt, und die doch so überreich an Grausamkeiten, jene Zeit, da alle Gefühle und Empfindungen so viel elementarer und brutaler waren. Vergeblich versucht Erika ihrem Denken und Fühlen klaren Ausdruck zu geben, sie findet nicht die rechten Worte.

Ihr Freund aber versteht sie auch so; heiß lobend seine dunklen Augen über sie hin und lächelnd ruft er: „Die Gegenwart hat immer recht und Rechte, Erika. Was kümmert uns auch die Vergangenheit, der Augenblick, das Jetzt ist unser, ihm laß uns leben.“

Burpurn glüht der schwere Frankenwein in den Gläsern und treibt das Blut in heißen Wellen durch die Adern. Einige Freunde des Malers gesellen sich zu ihnen, Künstler gleich ihm, mit wachen Sinnen und heißem Blute.

Sie alle haben die Poesie gesucht und gefunden in den Winkeln und Trümmern der alten Stadt, und manch malerischen Schatz haben sie mit Stift und Pinsel auf die Leinwand gebannt.

Noch nie meint die Gräfin einen gleich heiteren gemüthlichen Abend verlebt zu haben wie im Kreise dieser jungen, genialen Menschen, die alle mit fester Hand nach dem Vorbeer greifen, und deren übermütiges, junges Blut die roten Rosen der Liebe gepflückt, wo immer sie blühen.

Ist es der pridelnde Reiz des zwanglosen Blauberns, ist es der purpurne Saft der Reben, der so heiß Herzen und Sinne entflammt, oder sind es die Schatten der Vergangenheit, die die Gegenwart, das warme Leben so besonders kostbar erscheinen lassen?

Wie in einem süßen Rausche wandert die Gräfin an der Seite des Kindheitsgepielen heim durch das Schweigen der Nacht.

Eine jener hellen Nächte ist es, in denen sich in der Natur hundert Geheimnisse zu regen scheinen, da tausend Wunder erblühen.

Wie ihr Schritt tönend widerhallt in den schlafenden Gassen, wie der Mond die Giebel und Erker, die altzeitlichen Schnitzereien der alten Häuser, die Verzierungen an dem steinernen Brunnen in phantastischen Formen erstrahlen läßt.

Die Romantik ist nicht tot, sie schläft nur.

Nur natürlich schiene es, wenn plötzlich die hohe Gestalt eines Landknechtes in ledernem Wams und Sturmhut, mit gefülltem Stiefel vor ihnen stände, sie streng nach Weg und Art, nach Zukunft und Wanderziel befragte.

Nähert es nicht am Brunnen, als schlälerten schlankes Mägdlein mit langen, blonden Zöpfen, das Gretchen-täschchen an der Seite, dort mit ihrem Trautgesellen? Nein, einsam steht der Brunnen, und in seinen Tiefen nur rauscht es geheimnisvoll, ein Lebenslied scheint es zu sein.

Schweigend wandern die Jugendgepielen durch das nächtliche Schweigen.

Still ist die Nacht und wunderbar, in goldenem Glanze erstrahlen am blauen Nachthimmel die groß-

flammigen Sterne. — Sie wagen nicht, den Zauber zu brechen, kein Wort stört den stillen, tiefen Atem der Welt.

Traumhafte Sehnsucht steigt irrend auf in ihnen und heiß begehrend pocht das Blut.

Schweigend neigen sie Abschied voneinander, nur ihre Augen sehen sich an in flimmernder Leidenschaft.

Da flammt es herab vom Himmel, ein ganzer, goldener Regen von Sternschnuppen, wie die Verheißung der Erfüllung sehnender Wünsche.

Rote Lieder der Liebe brennen unausgesprochen auf den vor Erregung trockenen Lippen und ihre Augen sprechen von traumhaften Nächten, da alles Jubel ist und atmendes Glück, Blühen und Rausch, daß selbst die Sterne ein Taumel erfasst.

In heißem Druck umklammern sich ihre Hände, in denen das Sehnen betäubend klopft.

Ohne ein Wort gehen sie auseinander.

Allein, überkommt sie dann das grenzenlose, erlösende Gefühl der Einsamkeit, eine fast schmerzhaft Mattigkeit unerfüllter Sehnsucht, der Schlaf flieht sie beharrlich, und in einem Gefühl wirren Glückes, heißer Seelennot begrüßen sie das aufgehende Tagesgestirn.

Ungeduldig stampfen die mutigen Kappen des Wirtes „Zum Eisenhut“ das Pflaster, mit geblähten Rüstern atmen sie die weiche, warme Herbstluft ein, und immer wieder betrachtet der brave Rutscher Karl prüfend die glänzend schwarzen Kruppen, ob auch kein Stäubchen zu sehen, denn heute muß alles extra blank sein, fährt er doch die schöne, vornehme Frau Gräfin und den Herrn Maler.

Und das läßt er sich nicht ausreden, der Karl, der Herr Maler versteht sich auf Pferde und Anspannung, besser haben's die Herren „Schwohleischehr“-Leutnants, unter denen er gedient, auch nicht verstanden.

Alle Tage hat er jetzt die Herrschaften gefahren, und heute soll es nach Creylingen gehen, nun, das Fuhrwerk ist in Ordnung, da ist nichts daran auszuweichen, und die wohlgenährten Pferde sind schon ungeduldig, nur gut, daß die Herrschaften pünktlich sind.

Wunderbar blau und klar wölbt sich der Himmel über die herbstliche Erde, die Sonne strahlt mit goldenem Leuchten und die Luft ist lind, als wolle sich ein neuer Frühling entfalten. Ein schwüler, wunderlicher Herbst ist es mit warmer Luft. Nichts Stählendes, Erfrischendes, sondern eine seltsam erschlaffende Atmosphäre, die heimlich das Blut aufwühlt und unruhige Nächte schafft.

Wunderbare Tage liegen hinter den Jugendenten.

Von früh bis spät sind sie zusammen gewesen, mit heißem Glück haben sie die gemeinsamen Stunden genossen, und ihre leuchtenden Augen sagten sich immer wieder, was der Mund noch verschweigt.

Auch heute sprechen sie wenig, tief innerlich genießen sie die Wärme ihres Beieinanderseins, den Rausch des frühlingwarmen Herbsttages.

Durch das liebliche Tal der Tauber geht die Fahrt.

Mit leisem Murmeln fließt ein Bächlein zur Seite des Weges, klar, durchsichtig ist das kühle Wasser, hell schimmern die weißen Kiesel am Grunde und wie dunkle Flecken ragen einige mit Moos bewachsene Steine aus den silbernen Wellen empor. Erlen und Weiden hängen ihre Zweige gleich Schleiern über die Flut, und zwischen dem Grün und Braun und Rot der Blätter bricht sich das Sonnenlicht mit einem huschenden Geriesel heller Flecke Bahn. (Fortsetzung folgt.)

== Lesefrucht. ==

Zigarettenrauch und Klatsch, einmal eingedrungen, sind schwer auszutreiben.

Friedrich Wilhelm Hasländer.

(Zum 100. Geburtstag, 1. November.)

Von Dr. Paul Landau.

Dem Unterhaltungsschriftsteller flieht die Nachwelt wie dem Mann seine Kränze; aber man kann auch von ihm sagen, daß er, wenn er den Besten seinerzeit genug getan, gelebt hat für alle Zeiten. Sein Werk hat einen Zeitwert im mehrfachen Sinne des Wortes, indem es einmal den Bescheid der Leser in einer bestimmten Epoche widerspiegelt, sodann überhaupt als Abbild einer Kultursphäre zu gelten hat. Denn das Publikum will ja sich selbst in seinen Lieblingsbüchern wiederfinden, und so sind es denn immer die Menschen seiner Gegenwart, die als geschichtliche Dokumente aus den Romanen der Vergangenheit zu uns sprechen. In einem tieferen Sinne aber hat die Schöpfung des guten Unterhaltungsschriftstellers ewigkeitswert. Denn die Motive, die er verarbeitet, die Stoffgebiete, die er der Literatur erschlossen, sie lehren in den Büchern seiner Nachfolger wieder, und wer heute den neuesten Roman des beliebten Modeautors als die Sensation des Tages verschlingt, der liest unbewußt, auch dem modernen Schriftsteller unbewußt, vielleicht den Roman eines alten Publikums Lieblings mit, nur hat das neue Werk eben die zeitgeschichtliche Aktualität erhalten, die es zum „Buch des Tages“ stempelt. Nirgendwo in der Dichtung spielt die Tradition eine so große Rolle als im Unterhaltungsroman; es ist hier wie bei den Malerschulen, wo auch dieselben Formen in leisen Abwandlungen und Steigerungen der besondern Persönlichkeit wiederkehren. Wer die Geschichte unserer Unterhaltungsliteratur studiert, der sieht die einmal aufgetauchten Motive immer wiederkehren, begegnet denselben Situationen, denselben Spannungsmomenten, wie dies ja auch bei dem sich in seinem Grundwesen nie verändernden Geschmack der Menge nicht anders sein kann. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird Friedrich Wilhelm Hasländer auch nach seinem 100. Geburtstag noch eine Wirkung auf ferne Generationen späterer Romanschreiber ausüben, denn er hat seine Literatur um so manchen neuartigen Stoff, um so manch hübsches Motiv bereichert, und seine Art der Charakterisierung, seine Erzählungstechnik findet man bei Autoren, die sich um des aktuellen Mantels willen, das sie umgeben haben, unendlich weit von ihm entfernt glauben. Aber auch im buchstäblichen Sinne ist Hasländer heute noch kein Toter. Das beweist der rege Eifer, mit dem seine Schriften noch gelesen werden; das beweisen die neuen Ausgaben seiner beliebten Bücher, die immer wieder auftauchen.

Hasländers Schaffen fällt in eine Zeit, die man mit Recht das klassische Zeitalter der deutschen Erzählkunst genannt hat. Es war jene Epoche der absinkenden Romantik, in der seine frische Wirklichkeitskunst sich zu regen begann und die hohe dichterische Kultur der abgelaufenen Ära fruchtbar gemacht wurde für eine echte und tüchtige Volkskunst. Jeremias Gotthelf, das große epische Genie, ging voran; neben ihm standen Meister der Erzählung, wie Willibald Alexis und Sealsfield, und ihre Vollenbung sollte diese Entwicklung in Wilhelm Raabe finden. Unendlich reich war die Literatur jener Tage an Erzählern zweiten Ranges, die auch heute noch vermöge der ihnen innewohnenden Ruhe, Behaglichkeit und Kraft der Darstellung trefflich unterhalten und spannen. Unter ihnen steht, neben Heitai, Höfer, Geistädter, Heinrich König u. o., Hasländer mit an erster Stelle. Die Zeit der Beschränkungen und der aufkommenden Reizmittel trug ihn empor und machte ihn berühmt, und er schöpfte aus ihr mit offenen Sinnen, was sie bieten konnte: die Lust zu fabulieren und die bunte Mannigfaltigkeit eines zwar spießbürgerlich engen, aber noch an vielen Originalen reichen Seins. Als er zu Anfang der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts mit seinen ersten Büchern austrat, da war es sein starker Wirklichkeitsinn, das feste Eineinpaßen ins volle Menschenleben, was entzückte und Aufsehen erregte.

Hasländer, der so vielfach Industrie und Handel geschildert hat, wurde in einer der strebsamsten Fabrikstädte der damaligen Zeit, in Birtscheid bei Aachen, geboren. Mit 14 Jahren, nach mangelhaftem Unterricht, Lehrling in einer Medwarenhandlung, lernte er praktisch jene „kleinen Leiden“ des angehenden Kaufmanns kennen, die er später so ergötzlich und ohne den idealen Anhauch des Freitagschen „Soll und Haben“ in seinem Roman „Handel und Wandel“ geschildert

hat. Unbefriedigt von der Misere hinter dem Kadentisch, wagte er den Sprung vom Handlungsdiener zum Soldaten, wurde preussischer Artillerist und lernte nun das „glänzende Elend“ des Friedenskriegers kennen, das er nicht minder lautstark wie seine Kaufmannseindrücke in seinem „Soldatenleben im Frieden“ und den „Wachtstubenabenteuern“ gemalt hat. Mit dem ersten dieser Stigzenbücher errang er den Erfolg, der ihn aus den Tiefen plötzlich auf die Höhen des Daseins hob. Es war der „Roman seines Lebens“, wie er selbst seine nachgelassene Autobiographie betitelte. Ein reicher Baron nahm ihn auf eine Reise nach dem Orient; durch ihn trat er in Beziehungen zu dem Stuttgarter Hof, wurde Sekretär des Kronprinzen, den er auf seinen Reisen begleitete, 1849 als „Ausländer“ plötzlich entlassen, dann wieder in Gnaden aufgenommen, zum Hofrat und Direktor der königlichen Gärten in Stuttgart befördert und beim Thronwechsel 1864 wieder entlassen. Dazwischen fällt seine Tätigkeit als „Kriegsberichterstatter“, 1849 zuerst im Hauptquartier Napoleons und dann in dem des Prinzen von Preußen beim bairischen Feldzug. Den Abend seines Lebens verbrachte der vielgeleitete, mit irdischen Gütern reich gesegnete Schriftsteller in unabhängiger Muße teils in Stuttgart, teils auf seinem idyllischen Landsitz in Reoni am Starnberger See, wo er am 6. Juli 1877 gestorben ist.

Als Hadländer 1841 mit seinen im Stuttgarter „Morgenblatt“ veröffentlichten „Soldatenreminiszenzen“ auf den Plan trat, da war es die Wahrheit und Treue der Schilderung, die unwiderstehlich fesselte. Die deutsche Literatur litt damals noch an jenen unwirklichen Träumereien, an jener krankhaften Stübenblässe der Spätromantik. Hadländers frische, derbe Art wehte herein wie ein gesunder Luftzug. „Je seltener diese durchaus realistische Behandlung in unserer damaligen Literatur war“, sagt Robert Prutz, „desto größer mußte natürlich auch die Wirkung sein; es war ein ganz neuer Genuß, der dem Publikum hier geboten wurde, und es gab sich ihm hin mit der ganzen ungetrübten Freude eines überraschten Kindes.“ So gern man heute noch Hadländers „Soldatenleben im Frieden“ liest, von diesem „strengen Realismus“ werden wir durch die Schule des Naturalismus begangenen nichts mehr darin finden. Aber das Typische der stets gleichbleibenden Erlebnisse eines Rekruten ist mit gutem Humor gezeichnet und wird jetzt, wo so vielen dieses Los blüht, manch mitfühlenden Leser finden. Im übrigen sind alle die mehr oder weniger gelungenen Karikaturen, die seitdem in der Schilderung des Militärs herumspulen, bei Hadländer zuerst entworfen: der schnurrbärtige Wachtmeister, der näselnde schneidige Leutnant, der dicke Hauptmann mit seinen Kreuzmillionen Donnerwettern, der gestrenge Oberst, der als unnahbarer Geist über dem Ganzen schwebt und doch ein warmes Herz für alle hat. Die strenge und doch humorvolle Luft der Kaserne mit ihren Schwänken und Wippen, mit den „Kasernenhofblüten“, sie ist von Hadländer trefflich aufgefangen, und seiner feiner Nachfolger, von A. v. Winterfeldt an bis zum Freiherrn von Schlicht, hat ihn übertreffen. Der Hauptton dieser Bilder aber liegt auf dem Wort „im Frieden“. Kriegerisches ist nichts in Hadländer; ihn reizte das Genrelaste und Alltägliche des Soldatenlebens, nicht seine Größe und sein Ruhm. Deshalb ist er auch ein sehr mäßiger Kriegsberichterstatter gewesen, wie sein aus dem Sturmjahr 1849 erwachsenes „Soldatenleben im Kriege“ beweist. Ebenso wenig haben seine großen Reisen ihn für die exotische Welt des Morgenlandes begeistern können. Krostvoll und packend ist er nur da, wo er die Stoffe seiner Erzählungen aus seiner Umwelt und aus der ihm nahen Wirklichkeit schöpft.

Es sind immer dieselben Menschen und dieselben Lebenskreise, die sich in seinen Büchern und Romanen zu einem bunten Weltbild gruppieren. Ein wenig Hofleben mit seinem Glanz und seinen Intrigen, etwas alter Adel mit seiner veralteten Vornehmheit, etwas aufstrebendes Bürgertum mit seiner Prunk- und Prahlucht und viel, sehr viel Kramladen und Kleinbüzertum, viel Theater- und Kulissenwirtschaft, hungernde Dichter und ausgelassene Mäler, Tänzerinnen und Zirkusleute, dazu die unvermeidlichen Leutnants mit ihren Vurtschen und ein wenig Literatur. Das sind die Steine, die nun kaleidoskopisch durcheinandergeschüttelt werden und reizvolle Kompositionen ergeben. So wenig Hadländer in der Tiefe der Beobachtung und der Wärme des Mitfühlens den ihm zu Lebzeiten gegebenen Ehrennamen des „deutschen Dickens“ verdiente, so war er doch im Klappspüren

interessanter Stoffgebiete dem großen Engländer nicht unebenbürtig. Er weiß im Vorzimmer eines Arztes ebenso genau Bescheid wie im Ankleideraum einer Primadonna und schildert das Leben im königl. Marstall bei den Aufzähern und Lakaien so anschaulich wie die „Requisitenkammer“ des Theaterschneiders. Dieser Blick für das Alltägliche, der seinen Schilderungen ihren zeitgeschichtlichen Wert gibt, kommt auch seinen Lustspielen zugute, von denen die besten, wie „Der geheime Agent“ und „Magnetische Kuren“, ihren großen Erfolg vollauf verdienten. Jedenfalls sollten wir den Wert einer solchen Persönlichkeit nicht unterschätzen. Man kann der Unterhaltungsliteratur jeder Zeit und auch der unseren nur recht viele „Hadländer“ wünschen.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Predigt an die Londoner Hausfrauen. Der Nahrungsmittelmangel, der sich nunmehr auch in England immer deutlicher geltend macht und durch die Knappheit an Schiffsraum verursacht wird, äußert sich bereits seit einiger Zeit in einer sehr erheblichen Steigerung der Preise aller Lebensmittel, die von Woche zu Woche immer weiter erhöht werden. So bieten denn die Londoner Blätter neuerdings ein merkwürdiges und von den Engländern wohl kaum erwartetes Bild; sie schildern nämlich fast auf jeder Seite die Lebensmittelforgen, in die der große Aushungerungspolitiker John Bull nun selbst geraten ist. Da eine Eindämmung der Preise sich als unmöglich erwies, wendet sich nunmehr die „Daily Mail“ mit einer sehr deutlichen Predigt an die Londoner Hausfrauen, in welcher ihnen empfohlen wird, sich auf allen Gebieten der Lebensführung einzuschränken, damit der Haushalts durch die hohen Nahrungsmittelpreise nicht in ernstliche Gefahr gerate. Sehr komisch mutet dabei der Anfang dieser Predigt an, in welchem das Blatt die Leser auffordert, nicht etwa die vielen von der Regierung vorgeschlagenen neuen Küchenrezepte im Großen auszuführen, ohne sie in äußerster Sorgfalt vorher im Kleinen auf ihren tatsächlichen Wert hin zu untersuchen. Das wichtigste Moment im Kampfe gegen die neue Sorge sei die Sparsamkeit in der Kleidung, da nur auf diese Weise das nötige Geld zum Ankauf von Lebensmitteln bereitgestellt werden könnte. Ganz besonders wird dabei die in London herrschende Mode angegriffen, nach welcher auf die Kleidung ein- und zweijähriger Kinder oft ein Luxus verschwendet wird, für den die Kinder durch schlechtere Ernährung bezahlen müssen. Es sei geradezu grotesk, daß ganz kleine Kinder in kostbaren Seidenjäckchen herumgetragen würden, dafür aber nicht die Nahrung erhielten, die zur gesunden Heranziehung der kommenden englischen Generation schon aus rein patriotischen Gründen wünschenswert sei. Daß die Preise schon bedenklich hoch sein müssen, geht daraus hervor, daß das Blatt sogar empfiehlt, aus Sparsamkeitsgründen weniger darauf zu achten, daß im Hause alles spiegelblank sei, da unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch die Ausgaben für die vielen Reinigungsmittel von Metall usw. gespart werden müssen. Desgleichen sollte man weniger weiße Vorhänge an den Fenstern anbringen, um die Reinigungskosten zu sparen, und die Geburts- und Weihnachtsgeschenke sollten entweder ganz gestrichen werden, oder aber in Form von Nahrungsmitteln oder anderen im Haushalt verwendbaren Werten erfolgen.

Die anamitischen Krieger in Frankreich. Bekanntlich hat die französische Heeresleitung sich nicht mit afrikanischen und anderen kolonialen Hilfstruppen begnügt, sondern neuerdings auch Anamiten in ihre Kasernen bringen lassen, wo sie eiligst ausgebildet werden, um so schnell wie möglich an der Front für ihr „französisches Vaterland“ zu kämpfen. Aber selbst ohne Kampf wäre das Leben für diese Söhne des fernsten Osten in Europa nicht erfreulich, da das Winterklima unter ihnen Opfer fordern muß, die gegenüber dem äußerst geringen Kampfwert dieser schwächlichen Masse eine geradezu gewissensvolle Vergewaltigung an Menschenleben darstellen. Natürlich sucht die Pariser Presse in rührend abgefaßten Stimmungsbildern dazutun, wie glücklich die Anamiten über ihr Schicksal sind. Wie es sich jedoch in Wahrheit um dieses Glücksgefühl verhält, kann man daraus erkennen, daß, selbst ein für den angeführten Zweck geschriebenes Stimmungsbild des „Oeuvre“ die trostlose Lage der Anamiten in Frankreich durchscheinen läßt: „In dem Hof einer Militärschule“, heißt

es in dem Bericht, „wohnte ich den sog. Wärmespielen der anamitischen Rekruten bei. Es sind Turuspiele, die unter ihnen veranstaltet werden, um sie gegen das europäische Klima abzuhärten und ihnen durch Bewegung die so notwendige Wärme zu spenden. Ich sah ungefähr 50 Anamiten bei diesen Spielen. Ich hatte Anamiten in ihrer Heimat beobachtet, hier bieten sie aber ein sehr verändertes Bild. Ihre schwächlichen Gestalten scheinen beengt und fast erdrückt von den Uniformen, und sie, die daheim so unvergleichlich blitzschnell vor ihren zweirädrigen Wagen laufen, stürzen merkwürdigerweise bei den Spielen bei dem kleinsten Zusammenstoß nieder und reihen sich beim harmlosesten Fall die braune Haut auf. Ich sah einen, der beim Turnen hingefallen war und sich langsam wieder erhob; er strich sich mit der Hand über die erlittene kleine Arachwunde, und über sein armes, gequältes Gesicht rollten große Tränen. Abends lauern die Anamiten fröstelnd beieinander, sie sind stumm und sehnen sich nach der fernen Heimat.“ Aus diesem Stimmungsbild ist zu entnehmen, welch unerhörte Kraftsteigerung die Kampfeinschreier der Anamiten für das französische Heer bedeuten muß! . . .

Ein Besuch bei der Königin von Rumänien. Je schlechter es den Rumänen geht, desto eifriger ist die Presse der Alliierten bemüht, den „Ruhm“ und das „Gesichtum“ Rumäniens mit weiser Umgehung der Armee und überhaupt alles dessen, was direkt mit dem Kampfe zusammenhängt, herauszukeichen. Selbstverständlich werden alle führenden Persönlichkeiten Rumäniens über den grünen Klee gelobt, und ganz besonders rühmen die Londoner Blätter die Person der Königin. Die Vorliebe der englischen Presse für die Königin von Rumänien ist begreiflich durch die Abstammung der Königin, die eine Engländerin, und zwar als Marie von Edinburgh die Nichte König Edwards und Cousine des jetzigen Königs Georg ist. Dementsprechend sind die englischen Berichterstatter in Rumänien mehr mit Schilderungen der Königin als mit den Berichten vom Kriegsschauplatz beschäftigt, da die letzteren sich auch mit größter Mühe wohl kaum so schön färben ließen wie die ersteren. Die folgenden Einzelheiten sind einem Bericht des Bukarester „Daily Mail“-Vertreters, Hamilton Hyde, über einen Besuch bei der Königin von Rumänien entnommen: „Die diensttunende Hofdame hatte mir liebenswürdig lächelnd mitgeteilt, daß die Königin Marie mich zwischen 10 und 11 Uhr vormittags im Palast empfangen würde. So begab ich mich denn in das soeben eröffnete königliche Lazarett, das die unteren Staatsräume des Palastes einnimmt. In der Vorhalle sah ich viele Schwärmer in der weißen Tracht umhergehen, und eine von ihnen, die ich als die Hofdame erkannte, trat auf mich zu und sagte, daß die Königin sofort zu sprechen sein werde. Eine Minute später stand die Königin vor mir, ebenfalls in der Kleidung einer Pflegerin. „Wie geht es Ihnen?“ fragte sie, indem sie mir die Hand entgegenstreckte und mich an einem mit Liebesgaben bedeckten langen Tisch nah nehmen ließ. Während der folgenden Unterhaltung begriff ich, warum alle Leute, die mit der Königin gesprochen haben, sie als so reizend schildern. Sie ist wirklich, trotz ihrer 40 Jahre, noch außerordentlich schön, und sie ist garnicht steif oder würdig. Wir sprachen über das Lazarett. Hierbei bemerkte die Königin: „Hier im Palast-Lazarett habe ich natürlich kaum mit nennenswerten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn alles, was ich brauche, steht mir zu Gebote. Doch aus dem Zustand dieses Lazarett darf man nicht auf die Lage aller anderen Lazarette im Lande schließen. Unsere Lazarette sind leider ziemlich Mängeln ausgesetzt, die zunehmen müssen, je mehr die Zeit fortschreitet. Unsere Roten Kreuz-Organisation ist zwar ausgezeichnet, aber unser kleines Land vermag nicht die Hilfskräfte und das Material herbeizubringen, die zur ordnungsmäßigen Pflege aller Verwundeten erforderlich sind. Wir brauchen Ärzte, wir brauchen ausgebildete Krankenschwestern, und wir brauchen vor allem Lazarettmaterialien aller Art, das es mit unseren Vorräten sehr knapp bestellt ist. Hier kann uns nur vom Ausland, von seiten der Alliierten, Hilfe kommen. Ich hoffe in dieser Beziehung stark auf eine Unterstützung durch England, trotzdem wir wissen, daß England gerade in bezug auf Medikamente selbst nicht gerade in Überfluß schwimmt. Auch hoffen wir, daß Amerika unserem Roten Kreuz Hilfsmittel zuschießen lassen wird.“ Da dem Berichterstatter nach dieser Stelle zu Bewußtsein zu kommen scheint, daß er ein solches Mägelchen nicht fortsetzen dürfte, geht er über die Äußerungen der Königin betreffs kriegerischer

Einzelheiten hinweg, um sie nur ganz allgemein sagen zu lassen, daß die Haltung des rumänischen Soldaten eine sehr gute sei. Die Soldaten seien sehr mutig, bemerkte die Königin, und sie fügte bescheiden hinzu, daß sie selbst sich stets durch Mut ausgezeichnet habe, da sie fatalistisch sei. Zum Schluß bemerkte der Korrespondent, daß die Königin eine poetische und mythische Seele sei, und diese Eigenschaften hätten ihr dazu verholfen, die für eine Engländerin sicherlich nicht leichte Umwandlung ihrer eigenen Person in eine Rumänin zu vollziehen. Mehr Ruhmreiches weiß der Berichterstatter über seinen Bukarester Besuch beim besten Willen nicht zu melden.

Ein neues Heilmittel gegen Brandwunden. Die Entdeckung eines französischen Arztes bildet seit einigen Tagen die Sensation von Paris. Es handelt sich um ein neuartiges Mittel zur Heilung von Brandwunden, das der leitende Arzt des Lazaretts der Pariser Vorstadt Vanves, Dr. Barthe de Sanfort, gefunden hat. Während aber bisher die französischen und englischen Fachblätter sich noch nicht näher über Einzelheiten dieses Mittels ausgelassen haben, bringen die Tagesblätter große feuilletonistische Artikel, und das Aufsehen, das durch das Mittel hervorgerufen wurde, läßt sich am besten einem Stimmungsbild des Pariser Berichterstatters des „Daily Chronicle“, Winfred Stephens, entnehmen: „Vanves, ist ein Name, den jeder, der Paris kennt, auf den Schildern der Straßenbahnen und Autobusse gelesen hat. Aber kein Fremder kümmerte sich darum, denn kein Pariser Vorort wurde so selten aufgesucht wie dieser. Dies hat sich aber mit einem Schlage geändert. Vanves ist der Zielpunkt aller Neugierigen geworden. Seit einiger Zeit pilgert ganz Paris dorthin. Jeden Morgen um 10 Uhr kann man ganze Wagenkolonnen auf der Fahrt nach Vanves sehen, die vor dem Lazarett St. Nicholas Halt machen. Hier geht die Wunderheilung vor sich, von der man spricht, und das Lazarett ist in kurzer Zeit wegen Behandlung von Brandwunden berühmt geworden. Da ich weiß, wie furchtbar schmerzhaft Brandwunden sind, war ich außerordentlich erstaunt, als ich in dem großen Krankensaal weder Schreien noch Stöhnen hörte. Alle Patienten versicherten, daß sie keinerlei Schmerzen empfänden. Das Wunder, das dies zuwege bringt, ist ein von Dr. Barthe de Sanfort hergestelltes Wachs, „Ambrine“ genannt. Der Erfinder ist 60 Jahre alt und war bis heute in der Gelehrtenwelt nur wenig bekannt. Das Wachs besteht in der Hauptsache aus Bernsteinharz, oder besser aus einer Essenz, die aus dem Bernsteinharz gewonnen wird und die man mit Paraffin mischt. Diese Mischung hat die Form und Weichheit von Wachs. Das Wachs wird geschmolzen, die daraus entstandene Flüssigkeit bringt man zu hoher Temperatur, aber wenn man die Hand hineintaucht, so fühlt man keinerlei Brennen, vielmehr wird auf der Haut eine höchst angenehme Empfindung hervorgerufen. Das „Ambrine“ wird mit einer weichen Bürste über die Brandwunden gestrichen oder auch über die gebrannte Stelle gesprengt. Sofort hören die Schmerzen auf, und die Flüssigkeit erstarrt über der Wunde zu einer festen Wachsschicht. Jede übrige Behandlung ist dann überflüssig, da unter dem Schutz des Wachses der Heilungsprozeß auf natürliche Weise seinen Verlauf nimmt. Nach den bisherigen Versuchen konnte festgestellt werden, daß auch die schwersten Brandwunden, denen die Ärzte bisher oft hilflos gegenüberstanden, sich auf diese Weise verhältnismäßig schnell und — was vor allem das Neuartige an dem Verfahren ist — ohne Schmerzen von seiten des Patienten heilen lassen. Merkwürdig wie die Erfindung selbst, ist auch ihre Geschichte. Der Erfinder war ursprünglich Arzt in der französischen Marine. Er mußte wegen eines rheumatischen Leidens aus dem Dienst scheiden und ging noch dem durch seine Schwefelquellen bekannten französischen Badeort Dax, um dort Schlamm-bäder zu nehmen. Er nahm auch eine gewisse Menge dieses Schlammes nach Paris mit, um dort die Kur fortzusetzen. Aber dies hatte keinen Erfolg. Darum suchte er ein neues Mittel zu erfinden, das die Schlamm-bäder ersetzte, und hierbei entdeckte er, — zwar nicht diesen Erfolg — aber das „Ambrine“! Diesen ein wenig abenteuerlichen Ausfahrungen folgt eine lange Schilderung der Sensation, die das „Ambrine“ in Paris hervorgerufen hat. Wie der Berichterstatter meint, könne man unter den Parifern geradezu von einer „Ambrine“-Mode sprechen. Nähere, vor allem wissenschaftliche, Erläuterungen fehlen, weshalb man vorläufig dem Wunderwachs gegenüber wohl eine gewisse Zurückhaltung bewahren muß.